

Sensomotorische Lebensweisen – Lebensthemen unserer Persönlichkeit (Teil 1)

Von Winfried Mall

EINLEITUNG

Auch Sie „haben etwas“ von Basaler Stimulation.

Sicher haben Sie sich schon einmal massieren lassen, als somatische Stimulation allein zur Steigerung Ihres Wohlbefindens („Wellness“, wie man das heute nennt). Oder Sie schaukelten in der Hängematte in der warmen Sonne, stimulierten sanft Ihren Gleichgewichtssinn, ließen dabei allen Stress von sich abgleiten, entspannten sich und fühlten sich wohl. Oder Sie genossen den Adrenalinschub auf einer wilden Achterbahnfahrt, verbunden mit einer intensiven vestibulären Stimulation. Oder Sie spürten interessiert der Vibration nach, die ein Massagegerät auf Ihren Körper ausübte. Dabei sind Sie, wenn Sie dies lesen, vermutlich nicht „schwerst mehrfach behindert“, oder wie immer Sie die Zielgruppe von Basaler Stimulation umschreiben. Aber dennoch setzen Sie sich evtl. immer wieder gern Basaler Stimulation⁽¹⁾ aus.

Zentrale Lebenthemata aller Menschen

Hier soll aus einem heilpädagogischen⁽²⁾ Ansatz heraus möglichst konkret-erfahrungsbezogen und nachvollziehbar beschrieben werden, wie Menschen mit basalen Bedürfnissen sich und ihre Welt erleben könnten. Ein wichtiger Fokus soll dabei eben auf dem Gemeinsamen liegen, das wir mit ihnen teilen. Dies hilft uns vielleicht nachzuvollziehen, was diesen Menschen wichtig sein könnte, wie sie sich vielleicht verstanden und adäquat angesprochen fühlen dürften. Dabei soll es ganz sicher nicht um eine endgültige Allerklärungstheorie gehen, die keine Fragen mehr offen lässt, sondern um einen theoretischen Hintergrund für möglichst hilfreiche Einsichten im Sinn von Hypothesen, die sich im Einzelfall jeweils erst im Rahmen einer dialogisch geprägten Praxis bewähren müssen.

Das vorzustellende Konzept kann mit der Übersicht über die „zentralen Ziele/Lebenthemata des Konzepts Basale Stimulation“⁽³⁾ verknüpft werden und sie in einen hierarchischen Zusammenhang bringen, der in etwa dem Aufbau der menschlichen Entwicklung entspricht. Es er-

leichtert auf diese Weise eine Planung von entsprechenden Angeboten, wenn sich die genaue Beobachtung des Gegenübers so systematisieren lässt: Es lassen sich die Lebenthemata erkennen, die in seinem Verhalten deutlich werden – also könnten diese und jene Angebote seinen Bedürfnissen gerecht werden.

„Sensomotorisch“ = mit den Sinnen und in Bewegung

Es handelt sich um die Themen, die bei allen Menschen in den ersten Monaten des Lebens im Mittelpunkt gestanden haben. Sie prägen weiterhin die Persönlichkeit auf unterschiedliche Weise. Das Konzept baut auf den Erkenntnissen Piagets über die „sensomotorischen Phase“⁽⁴⁾ der Entwicklung auf, ergänzt und weiter entwickelt durch neuere Einsichten der pränatalen und frühkindlichen Psychologie⁽⁵⁾ sowie der neueren Neuropsychologie⁽⁶⁾. In diesen Lebensweisen wird unser Umgang mit der Welt noch davon geprägt, was sich mit den Sinnen aufnehmen und mit Bewegung beantworten lässt, wobei eben die Tast- und Bewegungs- (taktil-kinästhetische) Wahrnehmung eine zentrale Bedeutung einnimmt. In diesen Lebensweisen hat kaum eine Bedeutung, was man nicht direkt mit den Sinnen und in der Bewegung spüren kann, innere (kognitive) Vorstellungen von der Welt spielen keine große Rolle.

Die Menschen im Blickpunkt

In der unbehinderten Entwicklung legt ein Kind vor allem in den ersten 18 Lebensmonaten die Grundlagen für diese Lebenthemata. Bei Menschen mit basalen Bedürfnissen, für die das Konzept der Basalen Stimulation konzipiert wurde, stehen diese Themen aktuell, über längere Zeit oder lebenslang wieder oder weiterhin im Vordergrund. Doch behalten sie für alle Menschen ihre Relevanz, und je nach Lebenssituation widmen sie sich ihnen immer wieder, sei es mit Genuss oder notgedrungen.

(1) siehe Fröhlich 2008, 2001

(2) ... für mich gleichbedeutend mit „ganzheitlichen“ – am Wohl des ganzen Menschen interessiert, der mir beruflich gegenüber steht.

(3) Nydahl 2010

(4) siehe Piaget 1975, auch Haisch 1988, Prekop 1990, Affolter 1992, Bigger 1993, Senckel 1998, Case 1999 – Die hier vorgestellten Aussagen begreifen sich jedoch nicht als empirisch abgesichertes entwicklungspsychologisches Modell, sondern ausdrücklich als Verständniskonzept im hermeneutischen Sinn, das es erleichtern soll, das Verhalten anderer Menschen in einem sinnvollen Zusammenhang wahrzunehmen, um den eigenen Umgang damit angemessener gestalten zu können.

(5) siehe z.B. Flanagan 1963, Gross 1982, Stern 1979

(6) siehe z.B. Bauer 2002, Spitzer 2000 siehe z.B. Flanagan 1963, Gross 1982, Stern 1979

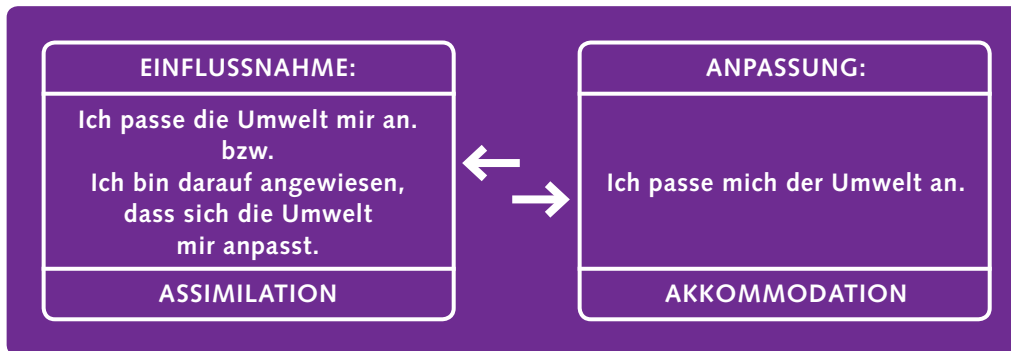


Abb. 1: Die Grunddynamik des Lernens: Das Wechselspiel von Anpassung und Einflussnahme.

Am Anfang steht Kommunikation.

Wie Fröhlich nicht müde wird zu betonen ⁽⁷⁾, dreht sich unser Menschsein wesentlich um Kommunikation, hier nach Rödler ⁽⁸⁾ verstanden als Wechselspiel zwischen Einflussnahme – „Ich passe die Welt mir an.“ bzw. bin darauf angewiesen, dass sie es tut – und Anpassung – „Ich passe mich an die Welt an.“, in Piagets Begriffen: „Assimilation“ und „Akkommodation“ ⁽⁹⁾. Erst das immer wieder neu einzupendelnde Gleichgewicht zwischen beiden Polen ermöglicht es, sich in der Umwelt einigermaßen zufrieden stellend zurechtzufinden. Mit dem ersten Atemzug – Fremdes aufnehmen im Einatmen, Eigenes abgeben im Ausatmen – oder in der fortschreitenden Anpassung des Saugmusters an die Mutterbrust kommt gleich nach der Geburt dieses Wechselspiel in Gang, das auch weiterhin jedes echte Lernen prägt, die vorgeburtliche Situation im Mutterleib in der ersten Beziehung fortsetzend.

Auf der neurologischen Ebene wird dieser Aspekt inzwischen eindrucksvoll durch neuere Erkenntnisse der Neuropsychologie bestätigt (Stichwort: Spiegelneurone) ⁽¹⁰⁾. Der Mensch ist für die Selbstorganisation seiner neurologischen Verarbeitungsstrukturen als lernfähiges und soziales Wesen darauf angewiesen, eben diese „Spiegelung“, die Korrespondenzerfahrung zwischen inneren Zuständen und von außen kommenden Ereignissen durch andere Menschen zu erleben. (Siehe Abb. 1)

Kommunikation ist störfähig.

In der ersten Beziehung zu einem Menschen – das heißt, in einer kommunikativen Situation – erlebt und lernt das kleine Kind dieses Wechselspiel: Dadurch, dass (meist) die Mutter sich und ihr Verhalten sehr einfühlsam an das kleine Kind anpasst, ermöglicht sie ihm, sich immer besser ihr anzupassen ⁽¹¹⁾ (Symbiose ⁽¹²⁾). Doch diese „frühkindliche Regulation“ ist sehr leicht störfähig ⁽¹³⁾, durch verschiedenste Einflüsse und Erschwernisse kann die erste Beziehung belastet oder gar verhindert bzw. zerstört werden, was es – nicht selten im Zusammenwirken mit weiteren körperlichen und seelischen Traumata – dem betroffenen Menschen wesentlich erschwert, sein Potenzial zu entfalten und zu nutzen. Ebenso können traumatische Ereignisse, Unfall, körperliche oder psychische Erkrankung oder der Verlauf eines Alterungsprozesses im späteren Leben den Kreislauf der Kommunikation zum Erliegen bringen, und manchmal gelingt es nicht, ihn wieder aufzunehmen. Auch dann wird dies die Situation des betreffenden Menschen massiv beeinträchtigen, wieder oft zusätzlich zu einer eingetretenen körperlichen Erschwernis ⁽¹⁴⁾.

Der erste Schritt liegt bei mir!

Um mit einem Menschen neu in wechselseitigen Austausch zu treten, empfiehlt sich die Orientierung daran, wie

(7) siehe zuletzt Fröhlich 2014

(8) siehe Rödler 1984

(9) siehe Piaget 1975

(10) siehe Bauer 2005, auch Bauer 2002, S. 87

(11) ... was nicht heißt, dass das Kind nicht auch bald das Seine dazu beiträgt, um das Zusammenspiel mit der Mutter optimal zu gestalten (siehe u.a. die Arbeiten von Stern) - doch wenn die Mutter bzw. keine andere Person bereit ist, darauf einzugehen, ist es mit seinen Möglichkeiten rasch am Ende.

(12) siehe Mahler u.a. 1994

(13) siehe Papoušek u.a. 2004

(14) siehe Mall 2004

dies das erste Mal gelang: Die Mutter erlebt das Schreien des Neugeborenen als bedeutungsvolle Äußerung und reagiert darauf mit Verhalten, von dem sie hofft, dass ihr Gegenüber es als passende Antwort erlebt. Sie wartet also nicht, bis das Kind kommunizieren kann, sondern zieht es durch ihre Antwort in den Kreislauf der Kommunikation hinein. Erst so erlebt das Kind, dass es mit der Umwelt in Austausch steht, dass es so etwas wie Kommunikation bzw. Wechselseitigkeit gibt, und kann dann beginnen mitzuspielen. (Siehe Abb. 2)

Somatischer Dialog

Das voraussetzungslose Erleben von Wechselseitigkeit dürfte als das tiefste Anliegen des Somatischen Dialogs⁽¹⁵⁾ zu sehen sein, wie er sich auch im Vorgehen der *Basalen Kommunikation nach Winfried Mall*⁽¹⁶⁾ konkretisieren lässt.

SENSOMOTORISCHE LEBENSWEISEN⁽¹⁷⁾

Keine Phasen oder Stufen – das Haus der Persönlichkeit

Mit Absicht soll hier von Lebensweisen die Rede sein, nicht von Phasen oder Stufen, da diese Begriffe suggerieren, es handele sich dabei „lediglich“ um Durchgangsstadien, die nur das Ziel haben, zum nächst „höheren“ Niveau zu kommen. Es geht um die Fundamente unserer Persönlichkeit, die auch für alle Menschen ihre Relevanz behalten, und die für viele beeinträchtigte Menschen ihr Leben überhaupt ausmachen.

Als Analogie liegt anstatt einer Treppe oder Leiter das Bild eines Hauses viel näher, das verschieden viele Stockwerke haben kann, je nach den konkreten Umständen seines Entstehens, und für dessen Stabilität es vor allem auf ein tragfähiges Fundament ankommt. Und analog zu einem Haus beschäftigen sich alle Menschen nicht immer nur mit ihren höchst entwickelten Möglichkeiten. Immer wieder im Leben ist es möglich und manchmal nötig, sich in die tieferen Stockwerke zu begeben, dort nach dem Rechten zu sehen, den Innenausbau zu vollenden, Repa-

raturen vorzunehmen, oder einfach die Möglichkeiten zu nutzen, die diese Lebensweise bietet.

Die einzelnen Themen sensomotorischer Lebensweisen sollen im Folgenden erläutert werden:

Einheit in Beziehung – Sicherheit – Vertrauen:

„Es ist gut, dass ich da bin! Ich bin in Sicherheit geborgen.“

(In der nicht behinderten Entwicklung in der Zeit vor der Geburt im Vordergrund.)

Urvertrauen

Jeder Menschen ist auf die Erfahrung angewiesen: „Es ist gut, dass ich da bin – ohne Bedingungen, gerade so, wie ich bin.“ Wer seine Lebensberechtigung erst verdienen muss, indem er vorgegebene Bedingungen erfüllt, die er vielleicht gar nicht erfüllen kann, wer sich auf dieses Angenommen-Sein nicht bedingungslos verlassen kann, kann sich nicht frei den Herausforderungen des Lebens stellen. Dieser Mangel wird alles überlagern, was er tut, und viel von der Energie verbrauchen, die er eigentlich für seine tatsächlichen Lebensprobleme benötigt.

Einheit zwischen Innen und Außen

Ein Kind im Mutterleib erlebt lange Zeit kaum eine Trennung zwischen Innen und Außen: Keine Temperaturunterschiede zwischen dem eigenen Körper und der Umwelt, kein Warten auf Nahrung, kein Problem mit der Ausscheidung, kein Hell-Dunkel-Unterschied, an den es seinen Schlaf-Wach-Rhythmus anpassen müsste, durchdrungen von der Geräuschumwelt der Mutter. Allerdings auch keine Möglichkeit zur Distanzierung von der Mutter, selbst wenn das hilfreich wäre: Stress, Sorgen, Fehlnahrung, Krankheitserreger, Medikamente, Drogen – all diesem ist das Kind gegebenenfalls ungeschützt ausgesetzt.

Schon im Mutterleib erhält ein Kind einen Eindruck, wie die Mutter – und vermittelt über sie seine gesamte Umwelt – zu ihm steht. Vielleicht, vor allem, wenn es auch noch manifeste physische Schädigungen erleiden musste oder massive psychische Belastungen eine Rolle spielten, wird es schon belastet zur Welt kommen, anfälliger für spätere, zusätzlich störende Einflüsse⁽¹⁸⁾. Und selbst noch

(15) Fröhlich 1982, 2014

(16) siehe Mall 1987, 2008; mehr unter: <http://www.basale-kommunikation.de>

(17) siehe Mall 2014

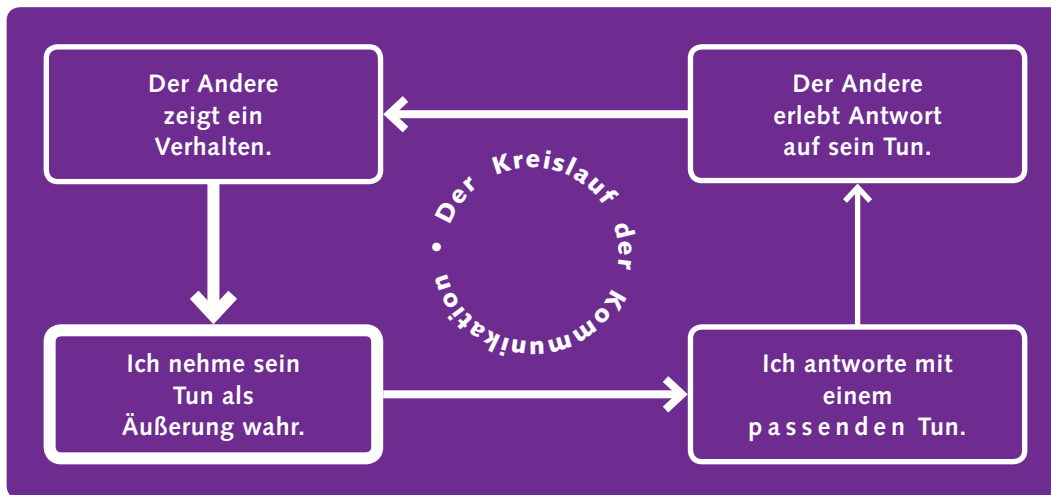


Abb. 2: Der Kreislauf der Kommunikation: Der erste Schritt liegt bei mir!

im Erwachsenenalter spüren alle Menschen sehr sensibel, ob sie um unserer selbst willen angenommen werden, oder ob sie es sich erst verdienen müssen. Gezielt suchen viele Menschen immer wieder Einheitserfahrungen auf, sei es im körperwarmen Wasser der Badewanne oder im warmen Bett, sei es auf dem Berggipfel, im Meer, im Wald, in der Wüste, oder sei es in einer Liebesbegegnung, im Freundeskreis oder auch in Glaube, Religion, Meditation, Mystik.

Beeinträchtigung erschwert Akzeptanz.

Beim Vorliegen einer organischen Beeinträchtigung, oder wenn die Entwicklung nicht wie erwartet voran schreitet, fällt es der Umwelt eines Menschen oft zusätzlich schwer, bedingungslos „Ja!“ zu ihm zu sagen. Wenn dies doch gelingt, ist es oft hart erarbeitetes Ergebnis eines langen Weges der Auseinandersetzung mit dem Schicksal, geprägt von vielerlei Ambivalenzen. Doch wohl noch mehr als jeder von uns wären gerade diese Menschen auf die zuverlässige Erfahrung angewiesen, unvoreingenommen und selbstverständlich akzeptiert zu werden. Nur so sind sie in der Lage, all ihre Kraft zu nutzen, um die besonderen Herausforderungen ihres Lebens zu bewältigen.

Jedes Angebot Basaler Stimulation wird deshalb sehr viel wirkungsvoller sein, wenn das Gegenüber erlebt, grund-

sätzlich akzeptiert zu sein („Es ist gut, dass du da bist – so wie du bist!“), umso mehr, wenn sein Urvertrauen vielleicht ohnehin schon brüchig ist. Wenn jemand noch ganz an diese Thematik gebunden ist, muss erst einmal zumindest ein begrenztes Fundament an Vertrauen aufgebaut werden. Erst dann öffnet sich der Mensch vielleicht neuen Angeboten und kann sie in die eigene Entwicklung integrieren.

Erst vermitteln: „Du bist in Ordnung!“

Ein sehr förderungs- und veränderungsbezogenes Vorgehen läuft Gefahr, dem andern eher zu vermitteln: „Du bist nicht in Ordnung – ich bin noch nicht zufrieden mit dir, erst sollst du noch dies und das lernen, bevor ich dich so annehmen kann, wie du bist.“⁽¹⁹⁾ Ein unreflektiertes Verfolgen des Anliegens „lebenslanger Förderung“ sollte auf diesem Hintergrund durchaus in Frage gestellt werden. – Im Somatischen Dialog, z. B. mit den Möglichkeiten der Basalen Kommunikation⁽²⁰⁾, kann ein Weg beschritten werden, Menschen zumindest in einer begrenzten, realistischen Situation diese Erfahrung neu zu ermöglichen.

(19) Erschreckt stellten Mitarbeiter eines Wohnheims nach dem Tod eines Bewohners fest, dass er ja noch gar nicht mit seinem Förderplan fertig geworden war. Bis an sein Lebensende musste er erfahren, dass er noch nicht „fertig“, seine Umwelt mit ihm noch nicht zufrieden war (mündlicher Bericht). Was für ein Leben...!

(20) siehe Mall 1987, 2008

(18) siehe Fröhlich 1982

Überleben – Sicherung der Vitalfunktionen:
„Ich bin mit dem Nötigen für Leib und Seele gut versorgt.“

(In der nicht behinderten Entwicklung ca. während des ersten Monats im Vordergrund.)

Die Vitalbedürfnisse begleiten uns das Leben lang.

Wir sind unser Leben lang mit der Befriedigung unsere Grundbedürfnisse beschäftigt: Um zu überleben, müssen wir atmen, essen und trinken, ausscheiden, Körperwärme regulieren, schlafen, für Schmerzfreiheit sorgen. Gelingt dies nicht zuverlässig, drängen sich diese vitalen Bedürfnisse unerbittlich in den Vordergrund. Wer einmal erlebt hat, dass bei einer Wanderung in der Sommerhitze seine Trinkflasche leer und kein Brunnen in Sicht war, weiß, was gemeint ist. Aber nicht nur unser Körper bedarf der Pflege, sondern ebenso die Seele. Geraten wir psychisch aus dem Gleichgewicht, suchen wir Hilfe, um wieder ins Lot zu kommen. Geplagt von Schmerzen und Leid suchen wir Trost. Nimmt uns ein lieber Mensch in die Arme, schaukelt und wiegt uns, erleben wir Geborgenheit. Sind wir innerlich aufgewühlt, hilft uns die körperliche Nähe eines Menschen, zur Ruhe zu kommen.

Die ersten Lebenswochen eines Kindes sind geprägt von der Sorge um diese vitalen Bedürfnisse. Zuerst steht die Erfahrung des geschilderten Wechselverhältnisses von Assimilation und Akkommodation, der Aufbau der Symbiose mit der ersten Bezugsperson⁽²¹⁾. Das Kind ist noch kaum an vielen neuen Erfahrungen aus der Außenwelt interessiert, sondern benötigt vor allem Pflege und Beruhigung.

*Bei schwerster Beeinträchtigung:
Vitalbedürfnisse bleiben vorrangig.*

Entsprechend kann für einen schwerst beeinträchtigten Menschen die Sicherung seiner Grundbedürfnisse sein Leben lang prägendes Thema sein, und er ist dann kaum bereit, sich auf weiter gehende Angebote und Forderungen einzulassen. Erlebt er sich nicht mit seiner Umwelt in stimmiger Korrespondenz, fehlt ihm die grundlegende Dynamik für weiteres Lernen, und er gestaltet sein Leben letztlich auf sich allein gestellt, nicht eingebunden in die lebendige Interaktion mit der Umwelt.

Kein Mensch ist davor gefeit, dass nach einem Unfall, einer schweren Erkrankung oder in Folge eines Altersabbaus dieses Thema wieder völlig in den Vordergrund tritt. Dann geht es auch für ihn in erster Linie darum zu überleben, seine sowohl körperlichen als auch seelischen Grundbedürfnisse gestillt zu bekommen.

Optimale Pflege für Leib und Seele

Es geht hier zentral um Fragen der Pflege, um Lagerung, Haltungserleichterung, Schmerzvermeidung oder optimiertes Handling, um Nahrungsaufnahme und Flüssigkeitszufuhr, Ausscheidung oder Schlaferleichterung, aber eben gleichrangig auch um die emotionale Befindlichkeit des Menschen, um die Erfahrung von Verständnis, Trost, Beruhigung und Erregungsmodulation. Im ganzheitlichen Konzept der Basalen Stimulation spielt achtsame Pflege eine große Rolle, auch andere dialogische Konzepte wie z. B. Bobath oder Kinästhetik⁽²²⁾ sind hier hilfreich.

Den Körper in Bewegung erleben:
„Ich spüre meinen Körper, entdecke seine Möglichkeiten, erlebe mich lustvoll in Bewegung.“

(In der nicht behinderten Entwicklung ab ca. zweiten Monat im Vordergrund.)

Menschen leben in ihrem Körper, und der Körper will sich bewegen. So ist die Lust an Bewegung eine zutiefst befriedigende Erfahrung. Aktiv zu sein bei Sport, Tanz oder körperlicher Betätigung, oder passiv bewegt zu werden in Hängematte, Schaukel, Achterbahn oder Karussell, das stimulierende Zusammenspiel der taktil-kinästhetischen Sinnessysteme verschafft Genuss. Sportler, Artisten, Tänzer oder Musikvirtuosen perfektionieren unermüdlich Körperbeherrschung und Bewegungsabläufe. Viele Extremsportarten verschaffen durch die extreme Stimulation dieser Sinne einen „Kick“. Aber auch bei einer wohl tuenden Massage, im warmen Wasser des Thermalbads, durch das verwöhnende Angebot einer geschickten Kosmetikerin lässt sich der Körper auf angenehme Weise erleben, ebenso in der körperlichen Liebesbegegnung.

(21) siehe Mahler u.a. 1994

(22) siehe Hatch u.a. 1996

Die Lust sich im Körper zu spüren

Das kleine Kind genießt diese Lust an Bewegung, wenn es sich voller Vertrauen tragen, schaukeln, im Kreis schwingen, sogar hochwerfen und auffangen lässt. Im Lernen, den Kopf gerade zu halten, sich zu drehen, mit der Hand den Mund zu finden, die Augen auf das Gesicht der Mutter auszurichten, ihr Lächeln zu spiegeln, ihre Hand zu ergreifen, die es berührt, verschafft ihm die Freude an der wachsenden Beherrschung seines Körpers. Ebenso genießt es Massage, Baden, Abrubbeln, Kitzeln und jede andere Gelegenheit, den eigenen Körper lustvoll zu spüren⁽²³⁾.

Modalitätsspezifische Wahrnehmung

In diesem Zusammenhang wird auch der Gebrauch der Sinnesorgane (der „Sinnesmodalitäten“) im Zusammenspiel mit der Motorik geübt, in der differenzierten motorischen Kontrolle der Augen, dem gerichteten Hören oder auch der gezielten Reaktion auf einen Berührungseiz. Das kann die Basis bilden – das nötige Urvertrauen vorausgesetzt – für die grundsätzliche Entdeckung, sich über die Sinnesorgane sinnvolle Informationen über die Umwelt beschaffen zu können, sie als „Tor zur Welt“ zu nutzen.

Im Verhalten mancher beeinträchtigter Menschen wird ihr Leben lang deutlich, wie sehr sie die Anregung der Körpersinne benötigen, zum Beispiel indem sie ihren Gleichgewichtssinn durch Schaukeln, sich Drehen oder andere Bewegungsabläufe reizen, überstarke Tastempfindungen suchen oder ihre Gelenke durch Überdehnen oder die Einnahme bizarrer Körperstellungen oder auch die übrigen Sinnesorgane stimulieren.

In Situationen der Überforderung oder Reizüberflutung können diese Erlebnis- und Verhaltensweisen verstärkt in den Vordergrund rücken – man gewinnt den Eindruck, der Mensch ziehe sich so aus der überfordernden Auseinandersetzung mit der Umwelt auf sich selbst zurück. Manchmal scheint dies so weit zu gehen, dass die Sinnesorgane überhaupt nicht oder überaus selektiv zur Aufnahme Umwelt-bezogener Reize genutzt werden, so dass es sogar

zur Diagnose von Blindheit oder Taubheit kommen kann, obwohl der Sinnesapparat keine organische Schädigung aufweist. Motorisch stark eingeschränkte Personen stoßen bei diesem Lebensthema notwendig an Grenzen, was ihre Ausgangsbasis schwächen dürfte, die darauf aufbauenden Lebensweisen in der nötigen Breite zu erwerben

Grundangebote Basaler Stimulation

Die Grundangebote Basaler Stimulation (vestibuläre, somatische und vibratorische Anregung) gehen auf dieses Lebensthema ein. Physiotherapeutische Angebote (z. B. Bobath) helfen, den eigenen Körper sicherer und kompetenter zu beherrschen, wie auch die Voraussetzungen für den sinnvollen Einsatz der Sinnesorgane zu verbessern. Das dialogische Vorgehen der Kinästhetik⁽²⁴⁾ erlaubt erfolgreiches gemeinsames Bewegen auch bei starken Einschränkungen.

Die basalen Themen

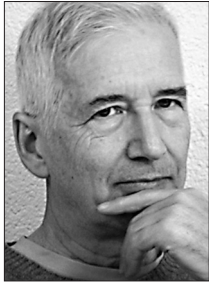
- Einheit – Sicherheit – Vertrauen
- Befriedigung der Vitalbedürfnisse
- Sich im eigenen Körper in Bewegung erleben

... dies sind die Themen, die jedem Menschen bis zu seinem Tod bleiben, ungeachtet der Schwere seiner Beeinträchtigungen. Ob schwerst mehrfachbehindert, schwerst krank, hochgradig dement oder im Wachkoma, jeder Mensch spürt, ob er in Sicherheit ist, ist auf die Stille seiner körperlichen wie seelischen Bedürfnisse angewiesen, erlebt sich in seinem Körper und steht über ihn mit der Umwelt in Kontakt.

Deshalb ist hier von den *basalen Themen* oder eben von *Menschen mit basalen Bedürfnissen* die Rede, und hier lässt sich die Ausgangsbasis für Basale Stimulation sehen. Gemeinsam ist diesen Themen, dass der Aspekt der Assimilation im Vordergrund steht: Ich bin – in abnehmendem Maße – darauf angewiesen, dass sich die fremde Welt mir anpasst, und erst allmählich bin ich in der Lage, mich an das Fremde anzupassen. 🌱

(23) Entspricht in etwa Piagets „zweitem Stadium“ der „primären Zirkulärreaktionen“ (Piaget 1975, S. 57 ff); Haisch spricht von „erregungsgeleiteter Selbstbewegung“ (Haisch 1988, S. 21 ff), Prekop und Affolter von „modalitätss-“, bzw. „sinnespezifischer Stufe“ (z. B. Affolter 1987, S. 36; Prekop 1990, S. 56).

(24) siehe Hatch u.a. 1996



Winfried Mall (Diplom-Heilpädagoge), entwickelte die *Basale Kommunikation nach Winfried Mall*®, verfügt über langjährige Berufserfahrung in der Arbeit mit Menschen mit gestiger Behinderung, Autor div. Bücher u.a. Veröffentlichungen, arbeitet heute freiberuflich in Fortbildung, Beratung und Supervision bezügl. Menschen mit geistiger Behinderung.

post@winfried-mall.ch
www.winfried-mall.ch

Literatur

- Affolter, f.:*
Wahrnehmung, Wirklichkeit und Sprache.
Villingen-Schwenningen (Neckar-Verlag) 1992
- Ayres, J.:*
Bausteine der kindlichen Entwicklung.
Berlin 1984.
- Bauer, J.:*
Das Gedächtnis des Körpers – Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern.
Frankfurt (Eichborn) 2002
- Bauer, J.:*
Warum ich fühle, was du fühlst – Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone.
Hamburg (Hoffmann und Campe) 2005
- Bigger, A.:*
Förderdiagnostik Schwer- und Schwerstbehinderter – Diagnostik und Förderung unter dem Aspekt der Kognition.
Luzern (Zentralstelle für Heilpädagogik) 1993
- Boenisch, J., Bünk, Ch. (Hg.):*
Methoden der Unterstützten Kommunikation.
Karlsruhe (von Loeper) 2003
- Case, R.:*
Die geistige Entwicklung des Menschen – Von der Geburt bis zum Erwachsenenalter.
Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter/Edition Schindele) 1999
- Ewald, W., Hofer, A.:*
Das Affolter-Modell.
Forschungsergebnisse – Entwicklungsmodell – Anwendung.
In: *Fröhlich, A., Heinen, N., Lamers, W. (Hg.):*
Schwere Behinderung in Praxis und Theorie – ein Blick zurück nach vorn.
Texte zur Körper- und Mehrfachbehindertenpädagogik.
Dortmund (verlag selbstbestimmtes lernen) 2001, S. 83-100
- Flanagan, G. L.:*
Die ersten neun Monate des Lebens.
Reinbek (Rowohlt) 1963
- Fröhlich, A.:*
Der somatische Dialog – Zur psychischen Situation schwerst mehrfach behinderter Kinder.
In: *Behinderte* 5. Jg./1982 Heft 4, S. 15-20

Fröhlich, A.:

Die Entstehung eines Konzepts: Basale Stimulation.

In: *Fröhlich, A., Heinen, N., Lamers, W. (Hg.):*

Schwere Behinderung in Praxis und Theorie – ein Blick zurück nach vorn.

Texte zur Körper- und Mehrfachbehindertenpädagogik.

Dortmund (verlag selbstbestimmtes lernen) 2001, S. 145-160

Fröhlich, A.:

Basale Stimulation – Das Konzept.

Düsseldorf (Verlag Selbstbestimmtes Lernen) 2008

Fröhlich, A.:

Der somatische Dialog.

Rundbrief Basale Stimulation 24/2014, S. 9-11

Gross, W.:

Was erlebt ein Kind im Mutterleib?

Ergebnisse und Folgerungen der pränatalen Psychologie.

Freiburg (Herder) 1982

Haisch, W.:

Kognition, dargestellt an der Entwicklung

der sensomotorischen Intelligenz.

In: *Schermer, F.J. (Hg.):*

Einführung in Grundlagen der Psychologie.

Würzburg (Arusin) 1988

Häussler, A.:

Der TEACCH-Ansatz zur Förderung von Menschen mit

Autismus. – Einführung in Theorie und Praxis

Dortmund (Borgmann Media) 2005

Hatch, F., Maietta, L., Schmidt, S.:

Kinästhetik – Interaktion durch Berührung und Bewegung in der Pflege.

Eschbirg (DBfK) 1996

Hüther, G.:

Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn.

Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2001

Mahler, M., Pine, F., Bergmann, A.:

Die psychische Geburt des Menschen – Symbiose und Individuation.

Frankfurt a.M. (Fischer) 1994 (Original 1975)

Mall, W.:

Basale Kommunikation – ein Weg zum ändern.

Zugang finden zu schwer geistig behinderten Menschen.

In: *Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hg.):*

Hilfen für geistig Behinderte – Handreichungen für die Praxis II,

Marburg 1987.

Mall, W.:

Heilpädagogische Partnerschaft mit schwerstbehinderten Menschen.

In: *Annehmen und Verstehen – Förderung von Menschen mit*

sehr schweren Behinderungen.

Hürth (Lebenshilfe NRW) 1992

Mall, W.:

Demut in der Heilpädagogik – Fragen an Georg Feuser.

2003

(unveröffentlicht, zu finden unter [http://www.winfriedmall.de/pdf/](http://www.winfriedmall.de/pdf/demut.pdf)

[demut.pdf](http://www.winfriedmall.de/pdf/demut.pdf))

Mall, W.:

Der Zündfunke für Entwicklung – Was „zündet“ menschliches Lernen?

In: *Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft*, 27. Jg.

1/2004, S. 26-33

(leicht überarbeitet im Internet unter [http://www.winfried-mall.de/pdf/](http://www.winfried-mall.de/pdf/zuendfunke.pdf)

[zuendfunke.pdf](http://www.winfried-mall.de/pdf/zuendfunke.pdf)).

Mall, W.:

Kommunikation ohne Voraussetzungen mit Menschen mit schwersten

Beeinträchtigungen.

Heidelberg (Winter) 62008.

Mall, W.:

Sensomotorische Lebensweisen – Wie erleben Menschen mit geistiger

Behinderung sich und ihre Umwelt?

Heidelberg (Winter) 2014 (in Vorbereitung)

Nydahl, P.:

Die zentralen Ziele / Lebensthemen des Konzeptes Basale Stimulation

in der Pflege. 2010

http://www.nydahl.de/Nydahl/Skripte_files/Skript_Ziele.pdf

(05.08.2014)

Papoušek, M., Schieche, M., Wurmser, H.:

Regulationsstörungen in der frühen Kindheit – Frühe Risiken und

Hilfen im Entwicklungskontext der Eltern-Kind-Beziehungen.

Bern (Huber) 2004

Piaget, J.:

Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde.

Stuttgart (Klett) 1975 (Original: Neuchâtel 1959)

Pörtner, M.:

Ernstnehmen – Zutrauen – Verstehen – Personzentrierte Haltung

im Umgang mit geistig behinderten und

pflegebedürftigen Menschen.

Stuttgart (Klett-Cotta) 2001

Prekop, J.:

Förderung der Wahrnehmung bei entwicklungsgestörten Kindern.

In: *Bundesvereinigung Lebenshilfe (Hg.):*

Hilfen für geistig Behinderte – Handreichungen für die Praxis I.

Marburg 1990

Rödler, P.:

Dialogische Pädagogik mit „Autisten“ – Paradox?

Möglich? Voraussetzung!

In: *Behinderte* 7. Jg./1984

Heft 3, S. 37-42

Senckel, B.:

Mit geistig Behinderten leben und arbeiten.

Eine entwicklungspsychologische Einführung.

München (Beck) 1998

Spitzer, M.:

Geist im Netz – Modelle für Lernen, Denken und Handeln.

Heidelberg, Berlin (Spektrum Akademischer Verlag) 2000

Stern, D.:

Mutter und Kind – Die erste Beziehung.

Stuttgart (Klett-Cotta) 1979

Tetzchner, S., Martinsen, H.:

Einführung in Unterstützte Kommunikation.

Heidelberg (Edition »S« im Universitätsverlag Winter) 2000

Vester, F.:

Denken, Lernen, Vergessen.

München (dtv) 1996

Wilken, E. (Hg.):

Unterstützte Kommunikation – Eine Einführung in Theorie und Praxis.

Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer) 2002

Sensomotorische Lebensweisen – Lebensthemen unserer Persönlichkeit (Teil 2)

Von Winfried Mall

Die Umwelt mit den Sinnen entdecken:

„Ich bin offen für Neues, kann mit meinen Sinnen genießen.“

(In der nicht behinderten Entwicklung ab ca. dritten Monat im Vordergrund.)

Intermodale Wahrnehmung

Beherrscht ein Kind seinen Körper und seine Sinne einigermaßen, und ist es bereit, sich vertrauensvoll neuen Erfahrungen auszusetzen, macht es sich an die Entdeckung seiner Umwelt⁽¹⁾: Was fühlt sich wie an? – Wie schmeckt was? – Wie riecht es? – Welche Geräusche kann man damit machen? – Wie sieht es aus? Mit allen Sinnen erkundet es seine Umgebung, und bald kennt es seine Vorlieben und Abneigungen und bildet Geschmacksvorlieben aus. Es erwirbt dabei eine innere Welt der Vorstellungen darüber, welche Eigenschaften die Objekte seiner Umwelt aufweisen, wozu auch die vertrauten Personen gehören⁽²⁾, was sich – wie alle sensomotorischen Erfahrungen – in der entsprechenden Vernetzung der neuronalen Verarbeitungsstrukturen niederschlägt⁽³⁾. Im Wechselspiel zwischen Assimilation und Akkommodation steht die Akkommodation im Vordergrund: Ich passe mich an das Neue, Fremde an.

Mit den Sinnen genießen

Gern greifen auch nicht behinderte Erwachsene dieses Thema auf, wenn sie mit ihren Sinnen etwas genießen: Sie haben ihre Lieblings Speisen, gestalten die Farben in ihrer Umgebung, achten beim Kauf von Kleidung oder von Möbeln auf die taktilen Eigenschaften der Dinge, suchen Wohlgerüche auf, genießen den Reichtum an Sinnesreizen in der Natur. Ebenso vermeiden sie unangenehme Sinneseindrücke.

Unzureichende Bewegungsfähigkeit behindert die umfassende Entdeckung der Umwelt, wenn nicht andere

die zur Kompensation der Einschränkungen nötige Unterstützung geben. Fehlendes Vertrauen bzw. übermächtige Angst hemmt die Bereitschaft, neugierig und offen das Unbekannte zu erkunden. Umwelterforschung wird dann vielleicht auf wenige „stereotype“ Teilbereiche beschränkt, die Überwältigung durch das fremde Neue wird so vermieden.

Reizdeprivation – Reizüberflutung

Aber auch die Begrenztheit der zugänglichen Welt (zum Beispiel auf das Bett, den Rollstuhl, das Zimmer) behindert die Entdeckung der Umwelt, wenn kaum Chancen bestehen, neue und abwechslungsreiche Erfahrungen mit den Sinnen zu sammeln. Dann bleiben die Eindrücke von dieser Welt entsprechend beschränkt, die innere Vorstellungswelt bleibt reduziert⁽⁴⁾. Ganz ähnlich können sich wiederholte Erfahrungen von Reizüberflutung auswirken, in denen ein differenziertes Wahrnehmen gar nicht möglich ist. Das stereotype Aufsuchen der immer gleichen Sinnesreize hat dann eventuell den Sinn, sich abzuschirmen bzw. dem Nervensystem wenigstens ein Mindestmaß der physiologisch nötigen Reizzufuhr zu verschaffen.

Stimulation der Sinne – Vermittlung angenehmer Umwelterfahrung

Basale Stimulation mit ihren Möglichkeiten der differenzierten Anregung der Einzelsinne kann einem motorisch eingeschränkten Menschen trotz seiner Beeinträchtigungen Umwelterfahrungen ermöglichen. Jedoch setzt dies ein Mindestmaß an Neugier voraus, die sich nicht einfordern lässt. Herrscht übermächtige Angst vor Neuem und Fremdem vor, wird es nötig sein, zunächst Erfahrungen der tiefer liegenden, basalen Lebensweisen aufzugreifen und Vertrauen zu ermöglichen. Vielleicht helfen eher verwöhnende Angebote, die das Wohlbefinden fördern, um diese notwendige Ausgangsbasis zu entwickeln.

(1) Entspricht in etwa Piagets „drittem Stadium“ der „sekundären Zirkulärreaktionen“ (Piaget 1975, S. 159 ff); Haisch spricht von „effektgeleiteter Betätigung“ (Haisch 1988, S. 31 ff), Prekop und Affolter von „intermodaler Stufe“ (Affolter 1992, S. 39; Prekop 1990, S. 57).

(2) So lässt sich das „Fremdeln“ nach etwa 8 Monaten als Resultat dieser gewachsenen Vorstellungskraft verstehen.

(3) siehe Vester 1996, S. 38 f, oder Spitzer 2000

(4) Damit korrespondiert wohl ebenso eine Verarmung der neuronalen Verarbeitungsstrukturen, die sich entsprechend der Art und Weise gestalten, wie der Mensch mit der Umwelt interagiert (siehe zum Beispiel die Abbildungen in Vester 1996, S. 38 f, sowie Spitzer 2000, Hüther 2001).

Eigene Wirksamkeit erleben:

„Ich kenne mich aus und habe Einfluss, meine Gewohnheiten werden respektiert.“

(In der nicht behinderten Entwicklung ab ca. achten Monat im Vordergrund.)

Im Verlaufe des ersten Lebensjahres entdeckt das nicht behinderte Kind, dass es auf seine Umwelt Einfluss ausüben kann⁽⁵⁾. Weinte es zuvor zum Beispiel als Reaktion auf Schmerz oder frustrierende Erfahrungen, vielleicht weil es sein Lieblingsspielzeug verloren hatte, setzt es dies jetzt gezielt zur Provokation einer Reaktion von Mutter oder Vater ein.

Serielle Wahrnehmung

Das Kind spielt mit diesen Reiz-Reaktions-Zusammenhängen, will erleben, wie lange dies funktioniert, wie groß sein Einfluss tatsächlich ist. Der Reiz liegt dabei mehr im Erleben der eigenen Wirksamkeit liegt als in dem konkreten Ziel der Handlungskette. Es kann von Gegenwärtigem auf Kommendes Schließen, freut sich bereits beim Anblick der Jacke auf das Spaziergehen, protestiert bereits gegen das Baden, wenn es das Wasser rauschen hört. Das Hoppe-Reiter-Spiel mit dem „Plumps“ am Ende, das Fingerspiel mit dem Kitzeln als Höhepunkt spielt mit der sich bildenden Erwartungshaltung. Innere Vorstellung von Raum und Zeit formen sich, wie beim Versteckspiel das Konzept der Objekt Konstanz, nämlich die Erkenntnis, dass Dinge und Menschen beständig sind, auch wenn man sie gerade nicht wahrnimmt. Rituale und Gewohnheiten gewinnen an Bedeutung und verschaffen Sicherheit.

Ich kann die Welt mir anpassen

Im Wechselspiel zwischen Assimilation und Akkommodation verlagert sich der Schwerpunkt auf die Assimilation: Ich bin in der Lage, die Welt mir anzupassen. Die symbiotische Verbindung zur Mutter löst sich auf, das Kind stellt

sich als eigenmächtige Person seiner Umwelt gegenüber. Selbstbestimmung wird zum gezielt verfolgten Thema. Im ersten Trotz erkundet es die Grenzen seiner Wirksamkeit und ist dabei auf einen wohlwollenden, aber stärkeren Partner angewiesen, der ihm angemessenen Spielraum für Eigenwirksamkeit öffnet, aber auch überzeugend Grenzen setzt⁽⁶⁾. Wer als Fremder mit dem Kind in Kontakt kommen will, wird sich besser zunächst nach seinen Gewohnheiten richten, sein Spiel mitspielen und es nicht gleich mit eigenen Ideen und Anregungen konfrontieren, sonst wird er für das Kind kaum ein interessanter Spielpartner werden.

Gewohnheiten geben Sicherheit.

Die meisten erwachsenen Menschen strukturieren ihren Alltag gemäß ihren Gewohnheiten. Sie entwickeln Routinen und Rituale und finden darin Sicherheit, manchmal bis hin zur Zwanghaftigkeit. Wer in eine unvertraute Situation gerät, sei es die neue Arbeitsstelle, die neue Wohnung nach einem Umzug, das Hotel am Urlaubsort, ist dazu herausgefordert zu erforschen, wie es hier läuft, wie die räumlichen, zeitlichen und ursächlichen Zusammenhänge, die Spielregeln sind. Das Erlebnis, etwas zu bewirken, eine neue Situation zu kontrollieren, sich als einflussreich zu erleben, schafft ein Gefühl der Befriedigung.

Selbstwirksamkeit als Grundbedürfnis

Selbst Menschen, deren Handlungsmöglichkeiten aufgrund ihrer Beeinträchtigungen sehr eingeschränkt sind, können ihre Selbstwirksamkeit entdecken, wenn nötig in Form schlichter Verweigerung, gezieltem „Stören“, oder im „stereotypen“ Einfordern bestimmter Dinge (z. B. dass immer das Radio zu spielen hat). Wer ein Empfinden für die eigene Wirksamkeit gewonnen hat, will sich auch aktiv in seine Umwelt einbringen. Erhält er keine konstruktive Gelegenheit dazu, wird er wohl eher zu „störendem Verhalten“ greifen, um nicht in Resignation zu fallen.

(5) Entspricht in etwa Piagets „viertem Stadium“ der „Koordination der sekundären Verhaltensschemata und ihre Anwendung auf neue Situationen“ (Piaget 1975, S. 216 ff); Haisch spricht von „gewohnheitsgeleiteter Betätigung“ (Haisch 1988, S. 38 ff), Affolter und Prekop von der „serialen Stufe“ (Prekop 1990, S. 56 ff; Affolter 1992, S. 52 ff).

(6) siehe Pörtner 2001, v. a. S. 27 ff

Dies gewinnt umso mehr an Gewicht, als er sich vielleicht ohnehin ständig überfahren und bevormundet erlebt, denn seine Umwelt meint ja schon immer bereits zu wissen, was er will, was er braucht, was er tun soll. Auch er will spüren, wie weit sein Einfluss reicht, und ob die aufgezeigten Grenzen wirklich verlässlich sind.

Wenn dabei die Umwelt überstark eingrenzt oder aber unrealistisch nachgiebig ist – manchmal sogar gleichzeitig, bezogen auf verschiedene Verhaltensbereiche – kann das den subjektiven Eindruck von Ohnmacht, von Omnipotenz oder von Verwirrung erzeugen.

Sich die fehlende Sicherheit selbst schaffen

Die Umwelt über Zwänge und Rituale, das Bestehen auf Gleichförmigkeit oder durch „provokierendes Verhalten“ zu kontrollieren, kann dann den Sinn haben, selbst für Orientierung, für die Klarheit der Strukturen zu sorgen. Vielleicht hilft es aber auch, übergroße Angst vor Neuem abzuwehren und unvorhersehbare Situationen zu vermeiden.

Letzteres kann ein Hinweis auf kognitive Schwierigkeiten bezüglich des Umgangs mit Zusammenhängen sein, ist vielleicht aber auch als Folge tief sitzender und weit zurück liegender Verunsicherungen bezüglich der Themen „Urvertrauen“, „Vitalfunktionen“ oder auch „Umwelt entdecken“ zu sehen,.

Überangepasste Menschen

Manche Menschen lassen sich in einer bevormundenden und einschränkenden Umwelt von der Entdeckung der eigenen Wirksamkeit abhalten und bleiben weiterhin „brav“, lenkbar und überangepasst. Ihnen fehlt jedoch eine wichtige Grunderfahrung zur Ausdifferenzierung ihrer Persönlichkeit im Herauswachsen aus der symbiotischen Beziehungswelt. Gleichzeitig dürfte dies zusätzlich ihre intellektuelle Entfaltung behindern, weil ihnen wichtige Grundkonzepte für die Erkenntnis ihrer Umwelt vorenthalten bleiben.

Unterstützung der serialen Wahrnehmung

Wenn sich der Sinn für Zusammenhänge nicht oder nur unvollkommen entwickelt, werden zeitliche Strukturen nur ungenügend wahrgenommen. „Später“ wird dann vielleicht gleichbedeutend erlebt wie „nie“, warten können ist kaum möglich. Ständiges Nachfragen dient zur Vergewisserung bezüglich der Abläufe. Es kann eine große Hilfe sein, wenn Zeitstrukturen oder Handlungsketten visualisiert werden, zum Beispiel durch Kalender, Pläne o.ä. (siehe TEACCH-Konzept⁽⁷⁾). Selbst wenn solche Zusammenhänge schon oft miterlebt wurden, kann es mühevoll bleiben, sie selbstständig ohne Begleitung „auf die Reihe“ zu bekommen oder gar auf neue Situationen zu übertragen.

Lernen aus Erfahrung ist damit kaum möglich. Hier kommt es rasch zu Überforderung, wenn die Umwelt dies nicht erkennt. Basale Stimulation wird hier mehr und mehr Ansätze zur Eigenwirksamkeit aufgreifen: Selbst etwas auslösen oder beenden, mit eigenem Handeln Sinnesreize erzeugen bzw. steuern, Gewohnheiten und Rituale entwickeln. Sensorische Integration⁽⁸⁾ kann die Erfahrung von Ursache und Wirkung vermitteln, wie auch Ansätze aus der Unterstützten Kommunikation⁽⁹⁾. Die „Affolter-Therapie“⁽¹⁰⁾ versucht über das Führen durch „problemlösende Alltagsgeschehnisse“ das Spüren der eigenen Wirksamkeit aufzubauen und zu festigen.

Herausforderndes Verhalten

Wenn jemand es im Bewusstsein der eigenen Wirksamkeit verweigert, sich auf Angebote einzulassen, weil er sie nicht als „sein Spiel“ erlebt, können sich leicht Machtkämpfe und letztlich unlösbare Clinch-Situationen entwickeln, wenn beide Seiten darauf bestehen, die Situation kontrollieren zu wollen. Es ist dann wichtig, erst einmal eine Atmosphäre kooperativer Gemeinsamkeit herzustellen, sich an das Gegenüber anzupassen, „sein Spiel mitzuspielen“, bevor versucht wird, die eigenen Vorstellungen einzubringen – eine Herausforderung an die eigene pädagogische Kompetenz.

(7) siehe Häussler 2005

(8) siehe Ayers 1984

(9) siehe Tetzchner, Martinsen 2000, Wilken 2002, Boenisch, Bünk 2003

(10) siehe Ewald, Hofer 2001

Sich einbringen und teilhaben:

**„Ich stelle mich dar und werde wahrgenommen,
ich werde einbezogen
und finde Modelle für mein Handeln.“**

(In der nicht behinderten Entwicklung ab ca. elften Monat im Vordergrund.)

Intentionale Wahrnehmung

Ist eine gewisse Kompetenz im Umgang mit Zusammenhängen aufgebaut, nutzt die Person dies umgehend, um ihre Interessen ins Spiel zu bringen, indem sie ihre Wünsche äußert, beobachtet, wie es die andern machen, und es auch einmal auf diese Weise versucht, mit der Zeit vielleicht auch die relevanten Wörter und Bezeichnungen lernt, damit man sie versteht⁽¹¹⁾. Sie lernt abzuschätzen, wie weit man sich an die Spielregeln halten sollte, und wo es vielleicht möglich wäre, sie zu eigenen Gunsten zu ändern.

Die beiden Pole der Wechselseitigkeit – Akkommodation und Assimilation – verschränken sich immer mehr: Ich passe mich dem an, wie es die andern machen. Aber auch: Ich kann die Aufmerksamkeit der andern steuern. Dem Menschen liegt daran, beachtet zu werden und sich einbringen zu können. So beteiligt er sich gern an Tätigkeiten, die als bedeutungsvoll anerkannt werden, erledigt Aufgaben und freut sich über Lob und Anerkennung, auch wenn er vielleicht bei ihrer Durchführung noch motorische oder Verständnisschwierigkeiten hat.

Ein Kind gegen Ende des ersten Lebensjahrs formt die ersten Worte und Gesten und lernt, damit seine Wünsche auszudrücken, Interessantes zu bezeichnen, oder Abläufe zu kommentieren. Es setzt gezielt bekannte Abläufe in Gang, um damit seine Absichten zu zeigen oder seine Ziele zu erreichen. Es beobachtet das Verhalten der Erwachsenen und anderen Kinder in seiner Umgebung und versucht, sie nachzuahmen, und erweitert so sein Verhaltensrepertoire.

Taktile Kontrolle

Es übt auch den exakt angepassten motorischen Umgang mit den Objekten seiner Umwelt, steckt zum Beispiel Bauklötze auf und in einander, schaut, was in welches Loch passt, will mit den Händen die Objekte beherrschen (taktile Kontrolle⁽¹²⁾: Hand-Hand-Koordination, Kraftdosierung, Krafrichtung zur Überwindung von gespürtem Widerstand, Hand-Material-Koordination, Auge-Hand-Koordination – entsprechend auch in der Grobmotorik zum Beispiel beim Gehen auf unebenem oder beweglichem Untergrund, treppab steigen, in zu großen Schuhen gehen, usw.).

Beachtet werden wollen

Wer diese Lebensweise entwickelt hat, will sich mitteilen, beachtet werden und erreichen, dass man seine Absichten einbezieht und berücksichtigt, auch wenn es vielleicht von den kognitiven Fähigkeiten her schwer fällt, dies mit eigenen Inhalten zu füllen, und so eher einfach nachgeahmt wird, wie es die andern tun, oder nachgesprochen wird, was die andern sprechen, Meinungen und Urteile geäußert werden, die er übernommen hat (nicht unähnlich manchen Stammtisch- oder Kaffeeklatschgesprächen).

Im ungünstigen Fall trifft er dabei auf das Vorurteil, ohnehin nichts Eigenes zu sagen zu haben, weil er ja „geistig behindert“ sei, und dass seine Meinung keine Rolle spiele. Darauf bleibt ihm eigentlich nur die Wahl zu resignieren oder aufzubegehren – womit er dann als verhaltensgestört auffällt. Manche Menschen täuschen der Umwelt – z. B. in der Übernahme von Geschlechterrollen – durch ihr Auftreten und Benehmen, das sie über Modellernen übernommen haben, eine Alltagskompetenz vor, die sie jedoch tatsächlich nicht realisieren können. So geraten sie immer wieder in Überforderungssituationen oder lösen unrealistische Erwartungen aus (auch relevant im Zusammenhang mit sexuellem Missbrauch).

(11) Entspricht in etwa Piagets „fünftem Stadium“ der „tertiären Zirkulärreaktionen“ und der „Entdeckung neuer Mittel durch aktives Ausprobieren“ (Piaget 1975, S. 267 ff); Haisch spricht vom „darstellungs- und modellgeleiteten Handeln“ (Haisch 1988, S. 46 ff), Affolter und Prekop von der „intentionalen Stufe“ (Prekop 1990, S. 60).

(12) siehe Prekop 1990, S. 61

Unterstützte Kommunikation

Wenn jemand sich zwar durchaus bewusst ist, welche Wünsche, Bedürfnisse oder Kommentare er äußern möchte, doch aus unterschiedlichsten Gründen keinen Zugang zur Verbalsprache finden konnte, profitiert er von den vielfältigen Möglichkeiten Unterstützter Kommunikation, mit denen sich die fehlende Verbalsprache kompensieren lässt – wenn er die entsprechende Unterstützung erfährt⁽¹³⁾. Basale Stimulation, die sich in erster Linie den basalen Lebensthemen verpflichtet sieht, nimmt dieses Lebensthema selbst eher nicht in den Fokus. Jedoch sollte nicht übersehen werden, dass bei allen Menschen nach wie vor basale Bedürfnisse relevant sein können. Es kann ihnen viel Unterstützung geben, in Kommunikation mit ihrer Umwelt immer wieder Gelegenheit zu erhalten, zu diesen Themen zurückzukehren.

**Sich mitteilen und sich einfühlen:
„Ich beziehe mich auf meine Erfahrungen,
teile mein inneres Erleben mit,
fühle mich in andere ein.“**

(In der nicht behinderten Entwicklung ab ca. achtzehnten Monat im Vordergrund.)

Die sensomotorischen Lebensweisen werden verlassen.

Wenn jemand weint, schauen wir in der Regel nicht neugierig zu, wie ihm Wasser aus den Augen läuft, sondern lassen uns von seinem Gefühl anstecken und fühlen seine Trauer selbst in uns, denn wir können uns vorstellen, wie sich Traurig-Sein anfühlt. Bei einem Witz erkennen wir in unserer Vorstellungskraft das Unerwartete oder Unpassende an dieser Geschichte, was ihre Komik ausmacht und uns zum Lachen bringt. Der Bericht vom letzten Urlaub beschränkt sich nicht auf die Aufzählung der Mahlzeiten und Unternehmungen, sondern versucht, auch die dazu gehörigen Gefühle in der Vorstellung neu zu wecken,

nachzuerleben und dem Zuhörer zu vermitteln. Beim Betrachten eines Films konstruieren wir meist mühelos in unserer Vorstellung die erzählte Geschichte aus all den Einzelbildern und -sequenzen neu.

Beginnendes Symbolverständnis

Wenn Kinder aus den sensomotorischen Lebensweisen heraus wachsen, beginnen sie mit „als ob“-Spielen: Der Klotz ist ein Krankenwagen, das Aststück ein verletzter Mensch, den man ins Krankenhaus fahren muss. Der Sand im Förmchen ist ein Kuchen, und die Mama muss ihn „essen“, sonst ist das Kind beleidigt. Immer besser kann es sich auch in ein anderes Kind hinein versetzen, dem jemand wehgetan hat, und kann so lernen, dass man anderen keine Schmerzen zufügen sollte. Viel später hört die Mutter im Kinderzimmer auf einmal sich selbst, wenn das Kind die Puppe „füttert“, weil es in ihre Rolle geschlüpft ist⁽¹⁴⁾. Damit ist das Kind nicht mehr an das sensomotorisch Wahrnehmbare, an das Hier und Jetzt gebunden und ihm gelingt immer besser der Schritt in die Welt der Vorstellungen. Es kann die sensomotorischen Lebensweisen zunehmend verlassen und geht die nächsten Themen der kognitiven Entwicklung bis hin zur Ausbildung einer abstrakten Intelligenz im Jugendalter an.

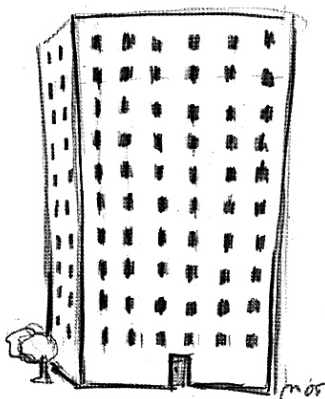
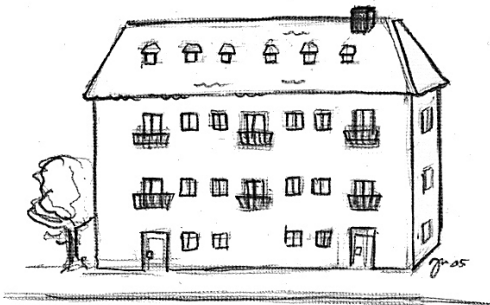
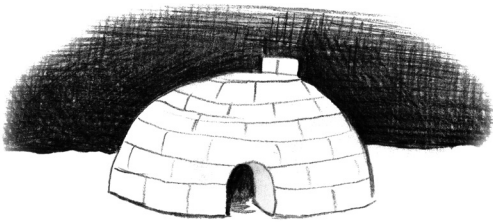
„Geistige Behinderung“ stößt hier an Grenzen.

Gelingt Menschen der Schritt aus den sensomotorischen Lebensweisen nicht oder nur unvollständig, wie es meist bei den Personen der Fall ist, die als geistig behindert gelten, können sie sich kaum in andere einfühlen, da sie deren Gefühle ja nicht unmittelbar spüren können⁽¹⁵⁾. Im Fernsehen schauen sie zum Beispiel gern Tier- oder Musikfilme, die direkt zeigen, was tatsächlich geschieht, oder sie begeistern sich an dramatischen Effekten in Action-Filmen, verstehen dabei aber nicht die Handlung, oder schauen sie Serien, die „man“ gerade anschaut. Beim Lernen von Schreiben und Lesen sind sie kaum über das

⁽¹³⁾ siehe Tetzchner, Martinsen 2000, Wilken 2002, Boenisch, Bünk 2003

⁽¹⁴⁾ Entspricht in etwa Piagets „sechstem Stadium“ der „Erfindung neuer Mittel durch geistige Kombination“ (Piaget 1975, S. 333 ff); Haisch spricht vom „mitteilungs- und erfahrungsgeliteten Handeln“ (Haisch 1988, S. 56 ff), Affolter und Prekop von der „Symbolstufe“ (Perkop 1990, S. 63).

⁽¹⁵⁾ Diese Fähigkeit zur Einfühlung ist zu unterscheiden von einer symbiotischen Sensibilität für Stimmungen, die auch bereits ein Baby spüren lässt, ob es bei seiner Bezugsperson sicher ist.



Das "Haus der Persönlichkeit"

Mit Absicht soll hier von *Lebensweisen* die Rede sein, nicht von „Phasen“ oder „Stufen“, da diese Begriffe suggerieren, es handele sich dabei „lediglich“ um Durchgangsstadien, die nur das Ziel haben, zum nächst „höheren“ Niveau zu kommen.

Es geht um die Fundamente unserer Persönlichkeit, die auch für uns Nichtbehinderte ihre Relevanz behalten, und die für viele beeinträchtigte Menschen ihr Leben überhaupt ausmachen. Als Analogie wäre anstatt einer Treppe oder Leiter das Bild eines Hauses viel nahe liegender.

Es gibt sehr verschiedene Häuser, sie können verschieden gebaut und unterschiedlich hoch sein, je nach dem Ort ihres Gebrauchs und den konkreten Umständen ihres Entstehens, und für ihre Stabilität kommt es vor allem auf ein tragfähiges Fundament an.

Und analog zu einem Haus beschäftigen auch wir uns nicht immer nur mit unseren „höchst entwickelten“ Möglichkeiten, sondern es ist auch später im Leben möglich und manchmal nötig, sich wieder in die tieferen Stockwerke zu begeben, dort nach dem Rechten zu sehen, den „Innenausbau“ zu vollenden, Reparaturen vorzunehmen, oder einfach die Möglichkeiten zu nutzen, die diese Lebensweise bietet.

Nachzeichnen der Buchstaben und Worte oder das Erkennen von Wortbildern hinaus gekommen und können nicht wirklich Sinn-entnehmend lesen. Beim Gespräch über Vergangenes oder Zukünftiges Wenn man sie nach dem letzten Urlaub fällt es ihnen schwer, emotionale Inhalte ins Erleben zu rufen.

Witze mit Hintersinn, polemische oder zynische Bemerkungen lösen eher Irritation aus, ebenso wenn sich eine Bezugsperson auf ihr Verhalten beleidigt oder aggressiv reagiert, obwohl sie selbst sich dies gar nicht absichtsvoll vorstellen konnte. Deshalb kommt es darauf an zu beachten, wie weit eine Person wirklich in der Lage ist, sich einer inneren Vorstellungswelt zu bedienen bzw. sich in die Vorstellungen eines andern hinein zu versetzen.

SCHLUSSFOLGERUNGEN

Wir machen uns ein Bild vom andern und bringen es in die Interaktion ein.

In einem pragmatischen Sinn kann das vorgestellte Konzept der sensomotorischen Lebensweisen einen Hintergrund bieten, um im Verhalten von Menschen, die als geistig behindert bezeichnet werden, ein Sinn erkennen zu lassen. Vielleicht erweckt ein Mensch in seinem Verhalten den Eindruck, dass sein Leben durch das unmittelbare Körpererleben, das Bewegen und Bewegt-Werden bestimmt wird, ihm Tasteindrücke, Gleichgewichtsanzregung, Vibrationserfahrungen wichtig sind („Sich in Bewegung erleben“ – modalitätsspezifische Wahrnehmung – erregungsgeleitete Bewegung).

Stoßen entsprechende Angebote auf Interesse und Freude, kann dies als Bestätigung gelten, seine Bedürfnisse getroffen zu haben. Tritt jedoch Angst und Abwehr auf, wäre zu prüfen, ob vielleicht noch Defizite aus den tiefer liegenden Themen (Urvertrauen – Vitalfunktionen) vorliegen. Dann schätzt er vielleicht eher Angebote, die Vertrauen, Angstreduktion, Sicherheit, Entspannung vermitteln. (Vielleicht haben aber die Bewegungsangebote auch nur Schmerzen ausgelöst, weil sie unphysiologisch gestaltet wurden.)

Kaum jemals weisen Menschen ein homogenes „Profil“ ihrer Lebensweisen auf, weiter entwickelte Fähigkeiten stehen oft neben tief greifenden Schwächen. Auch wenn große Defizite in sehr grundlegenden Themen vermutet werden können, schließt dies nicht aus, dass ein Sinn für Zusammenhänge vorhanden ist, vielleicht überwiegend genutzt, um durch zwanghaftes Bestehen auf Gleichförmigkeit das Bedürfnis nach Sicherheit zu realisieren, oder das Bedürfnis sich einzubringen und mitzuteilen.

Häufig ist es sinnvoll, sich erst einmal an den Themen zu orientieren, die – zum Beispiel erkennbar am Spontanverhalten – im subjektiven Erleben der Person vordergründig sind. Sollen jedoch ihre Kompetenzen nachhaltig gestärkt werden, müssen auch die tieferen, eventuell defizitären Themen im Auge behalten werden, wozu Basale Stimulation wertvolle Hilfe leisten kann. Die Kunst besteht dann darin, Wege zur Motivation der Person zu finden, sich diesen Themen neu zu stellen und kooperativ an ihrer Weiterentwicklung mitzuarbeiten. Als ganzheitlich ausgerichtetes Konzept wird Basale Stimulation dabei nie nur auf defizitäre Einzelfunktionen fokussieren, sondern dabei immer auch im Blick behalten, wie sich konkrete Aspekte der Person in das Gesamt seiner sensomotorischen und Persönlichkeitsentwicklung einbetten.

Konsequenzen

Angebote oder Anforderungen berücksichtigen möglichst die Lebensweise, die beim Gegenüber im Vordergrund steht. Dies mag – in relativ pauschalen Aussagen, die sehr individuell an den einzelnen Menschen anzupassen sind – bezogen auf die einzelnen Lebensweisen mit speziellem Blick auf das Konzept der Basalen Stimulation bedeuten:

Sicherheit und Vertrauen:

Wenn jemand von großen Defiziten bezüglich Sicherheit und Urvertrauen beherrscht wird, muss er erst ein Mindestmaß an Vertrauen aufbauen können, bevor er sich neuen Erfahrungen und Anforderungen wirklich öffnen kann. Wird dies ignoriert, wird sich kaum eine nachhaltige Wirkung von Angeboten erzielen lassen, sondern bes-

tenfalls eine erzwungene Anpassung oder ein resignatives Sich-Fügen, meist jedoch schlichte Wirkungslosigkeit oder gar Verweigerung und aktiver Widerstand.

Pflege für Leib und Seele, somatischer Dialog

Ist die Regelung der Vitalfunktionen – gleich ob körperlich oder psychisch – noch zu instabil gesichert, benötigt die Person entsprechende Hilfestellung, zum Beispiel bezüglich Schmerzfreiheit, Nahrungs- und Flüssigkeitsversorgung, Schlaf-Wachrhythmus, Körpertemperatur, aber eben auch, was Trost, Beruhigung, Erregungsmodulation oder Wohlbefinden betrifft. Die Grunderfahrung von Wechselseitigkeit und Kommunikation – meine Umwelt steht mit mir in angemessenem Austausch – ist aufzubauen.

Somatische, vibratorische, vestibuläre, propriozeptive Stimulation

Fällt es der Person schwer, ihren Körper differenziert zu erleben, ihn zu beherrschen, ihre Motorik zu kontrollieren, ihre Sinnesorgane koordiniert einzusetzen, wird sie sich eventuell über Angebote freuen, die ihre entsprechende Kompetenz stärken, aber auch solche, die sie ihren Körper auf angenehme, aktivierende wie entspannende Weise erleben lassen.

Gustatorische, olfaktorische, taktile, auditive, visuelle Stimulation

Hat die Person vorrangiges Interesse an der Effekt-bezogenen Entdeckung der Umwelt, wird sie eine Erweiterung ihres Erfahrungsraums begrüßen, eventuell auch mit kompensatorischer Hilfestellung, falls sie von motorischen Beeinträchtigungen daran gehindert wird.

Eigenwirksamkeit

Sobald sie ein Bewusstsein der eigenen Wirksamkeit erworben hat, sich mit der Beherrschung von Zusammenhängen befasst, wird die Person erwarten, dass ein Partner zunächst sich ihr anpasst, „ihr Spiel mitspielt“, bevor sie bereit ist, auf Anregungen anderer einzugehen. Sie wird die Sicherheit wiederkehrender Abläufe schätzen und sich freuen, Bekanntes wieder zu erleben. Sie wird auch darauf angewiesen sein, klare, verlässliche Grenzen zu erleben, an

denen sie sich orientieren kann, und die gleichzeitig genügend Spielraum für eigenes Wirken lassen.

Intentionalität

Hat sie das Bedürfnis entdeckt, sich darzustellen und aktiv einzubringen, will sie in ihren Mitteilungen und als Interaktionspartner ernst genommen werden, sich einbezogen erleben und sich über attraktive Verhaltensmodelle freuen. Ihr Partner wird es darauf anlegen, dass die Person – vielleicht „ihr zuliebe“ – sich auch mit ihren schwachen Seiten auseinandersetzt, indem sie diese ernst nimmt und ihre Mitarbeit einwirbt, und wird darauf achten, sie intellektuell nicht zu überfordern.

Um einzuschätzen, welche Lebensweise aktuell im Vordergrund steht, braucht es genaue, unvoreingenommene Beobachtung: Wie verhält sich die Person spontan im Umgang mit sich selbst, mit Dingen und mit Menschen im Alltag? Dafür kann es wertvoll sein, sich zunächst ganz auf die Begegnung einzulassen und nicht gleich mit einem fertigen Programm aufzuwarten. Ob das Anspruchsniveau des andern getroffen wurde, zeigt seine positive Reaktion, seine erfolgreiche Mitarbeit. Kommt es nicht dazu, ist das eigene Vorgehen zu hinterfragen, das vielleicht noch nicht genau genug erfasst hat, worum es dem andern geht. Sensomotorisches Lernen lässt sich nicht von außen induzieren, es geschieht lustbetont – d. h. aus dem direkten Erleben heraus, dass man „etwas davon hat“ – oder gar nicht. Es geht von den Interessen und Lebensthemen des Gegenübers aus und bleibt möglichst in seinen Alltag verwurzelt.

Alles wirkliche Lernen findet in einer kommunikativen Situation der Wechselseitigkeit statt, im Wechselspiel von Assimilation und Akkommodation. Will Lernen mehr sein als bloßes Training oder gar Dressur, kann nicht „gemacht“ werden, sondern fordert stets die Integrationsleistung der lernenden Person. Es lassen sich Angebote gestalten, Gelegenheiten für neue Erfahrungen schaffen, auf das Verhalten des Gegenübers antworten und damit umgehen – was dieser aus den Angeboten macht, und was er letztlich lernt, darauf besteht keinen Zugriff⁽¹⁶⁾.

(16) siehe Mall 1992, 2003

Menschen mit Beeinträchtigungen sind Menschen wie wir.

Auch Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen sind keine andere Art von Menschen. Ihre Persönlichkeit wurzelt in denselben Grunderfahrungen wie die aller Menschen. Auch wenn es jemand gelungen sein mag, seine Möglichkeiten über die sensomotorischen Lebensweisen hinaus weiter zu entwickeln, bleibt er weiterhin den sensomotorischen Lebensweisen verhaftet: Er sehnt sich danach, bedingungslos angenommen zu werden; täglich muss er für das Lebensnotwendige sorgen; er erlebt sich gern in seinem Körper und freut sich an seinen Möglichkeiten bzw. stößt an ihre Grenzen; er genießt mit seinen Sinnen; er legt es darauf an, sich auszukennen und Einfluss nehmen zu können; und er hat das Bedürfnis, sich mitzuteilen und einbezogen zu sein.

Gleichzeitig sollte ihm der Umstand bewusst bleiben, dass auch ihm nicht alle prinzipiell möglichen Lebensweisen zur Verfügung stehen. Nicht jeder erwirbt einen Dokortitel – und nicht jeder Gelehrte ist kann ein Regal an die Wand hängen. Niemand kann alles, jeder erlebt die Grenzen seiner Möglichkeiten. Es gehört zum Menschsein, begrenzt zu sein, lediglich im Grad der Einschränkungen gibt es Unterschiede.

Menschen sind nicht nur behindert – sie werden behindert.

Gleichzeitig soll nicht übersehen werden, dass Menschen nicht nur behindert sind, sondern allzu oft behindert werden: Wenn die Gesellschaft jemanden, der nicht der Norm entspricht, nicht akzeptiert, wenn eine unpersönliche Medizin den Menschen nur wie eine Körpermaschine behandelt, Therapie rein auf das Trainieren von Funktionen ausgerichtet ist, Pädagogik nicht vom Kind und seinen Bedürfnissen, sondern von fixen Leitbildern und Inhalten ausgeht, wenn Menschen, die nicht in die allgemeinen Leistungsnormen passen, und ihre Familien sozial und ökonomisch benachteiligt werden, wird all das Menschen wesentlich daran hindern, wenigstens die Möglichkeiten zu entfalten, die ihnen evtl. offen stehen könnten, gerade wenn sie ohnehin mit Beeinträchtigungen zu leben haben. Vor keinem Menschen machen diese behindernden Um-

stände halt, jeder ist stets gefährdet, auch wenn das gerne ignoriert wird. Unfall, Krankheit oder Altersfolgen können unversehens wieder zu denselben Lebensweisen zurückführen, die auch das Leben schwer beeinträchtigter Menschen bestimmen. Wer sich klar macht, wie er unter diesen Umständen behandelt werden wollte, gewinnt eine Richtschnur, welche Lebensqualität Menschen mit Beeinträchtigungen zugestanden werden muss.

Eine Gesellschaft ohne Menschen mit Behinderung ist unmenschlich.

Eine Gesellschaft, die diese Zusammenhänge nicht wahr haben will und sich untersteht zu messen, was Menschen wert sind, womöglich allein nach dem Kriterium der ökonomischen Nützlichkeit, gefährdet damit ihre Grundlage, die in der allgemeinen Menschenwürde aller ihrer Mitglieder besteht. Jeder einzelne, der diese Wertung für sich übernimmt, spaltet sich von den Fundamenten seiner eigenen Persönlichkeit ab und reduziert seine Lebensqualität damit ganz wesentlich.

Darüber hinaus sollte er realisieren, dass gemessen an seinen eigenen Wertkriterien eines Tages sein eigenes Lebensrecht in Frage gestellt sein könnte. So erinnern Menschen mit Beeinträchtigungen stets daran, dass sich der Wert eines Menschen nicht darin begründet, was er leisten kann, sondern allein aus sich selbst, allein darin, dass er lebt. Wenn eine Gesellschaft dies aus ihrem Erleben ausblendet, ist sie arm dran, mag ihr materieller Reichtum noch so groß sein.

SCHLÜSSELFRAGEN ZUR BEOBACHTUNG DER SENSOMOTORISCHEN LEBENSWEISEN

Die Fragen wollen den Blick auf die relevanten Aspekte des jeweiligen Themas bei einer konkreten Person fokussieren. Sie beanspruchen keine umfassende Vollständigkeit. Den Antworten sollten möglichst konkrete Beobachtungen zugrunde liegen. ⁽¹⁷⁾

(17) detaillierter in Mall 2014

Sicherheit – Vertrauen

- Wie ist die emotionale Grundstimmung?
- Wie groß ist die Bereitschaft zu vertrauen?
- Besteht eine grundlegende, hohe Angstbereitschaft?
- Versetzt sie sich in Zustände „wie in Trance“?

Überleben – Vitalfunktionen

- Wie weit lässt sich die Person auf Wechselseitigkeit / auf Fremdes / auf Akkommodation ein?
- Wie gut gelingt die Sicherung der körperlichen Grundbedürfnisse (Nahrung, Schlaf, Schmerzfreiheit, ...)?
- Ist sie auf „Beruhigung“ durch andere angewiesen?
- Ist sie extrem sensibel für / abhängig von Stimmungen?
- Wie geht sie mit Stress um?
- Kann sie Trost annehmen?

Sich im Körper / in Bewegung erleben

- Welchen Stellenwert hat die Lust an Bewegung?
- Zeigt sie Interesse an der Vermittlung anregender Bewegungs- / Körpererfahrungen?
- Liegt Körperbehinderung, liegen Sinnesbehinderungen vor?
- Wie nutzt sie die einzelnen Sinnesbereiche (sinnvolle / angemessene Reaktionen / Stellenwert der einzelnen Sinnesbereiche)?
- Zeigt sie ein Aufmerken – Fixieren – Verfolgen von Reizquellen?
- Stimuliert sie selbst bzgl. Körper-/ Bewegungserfahrung – bzgl. einzelner Sinnesbereiche?

Die Umwelt mit den Sinnen entdecken

- Zeigt sie Neugier für neue Dinge / Sinneseffekte („Was kann ich mit Dingen / Situationen erleben?“)?
- Zeigt sie Vorlieben / Abneigungen bezüglich bestimmter Sinneseffekte („Geschmacksvorlieben“)?

- Kommt es zu „stereotypem“ Spiel, das sich um die Erzeugung von Effekten dreht?
- Kommt es schnell zur Reizüberflutung, wie reagiert sie darauf?
- Wie gut gelingt die Figur-Hintergrund-Wahrnehmung (Erkennen der bedeutungsvollen „Gestalt“)?

Eigene Wirksamkeit erleben

- Wie groß ist ihr Interesse an Abläufen?
- Zeigt sie Neugier an Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen?
- Wie wichtig ist ihr das Erleben der eigenen Wirksamkeit?
- Besteht sie auf Gewohnheiten – bis zu zwanghaftem Bestehen auf Gleichförmigkeit?
- Mag sie selbständig vertraute Abläufe in Gang setzen?
- Überträgt sie vertrauter Abläufe auf neue Situationen?
- Wie geht sie mit räumlichen Zusammenhängen um?
- Wie geht sie mit zeitlichen Zusammenhängen um?
- Erkennt sie, „was fehlt“?
- Zeigt sie die Erwartung: Der Partner spielt „mein Spiel“ mit?
- Verweigert sie gern „aus Prinzip“ („Trotz“)?
- Zeigt sie „stereotypes“ Spiel, das sich um Abläufe dreht?

Sich einbringen und teilhaben

- Stellt sie sich gern dar (verbal oder nonverbal: Was ich tue, was ich will, was ich erlebe, wie ich mich fühle)?
- Will sie gern einbezogen werden und zeigt dies auch deutlich?
- Will sie gern als aktiv Handelnde wahrgenommen werden?
- Zeigt sie Interesse an „Handlungsmodellen“ – Nachahmung von Handlungsabläufen anderer?
- Gelingt ihr die Neukombination bekannter Handlungselemente in neuen Situationen?
- Zeigt sie „stereotypes“ Spiel, das sich an Modellen anderer orientiert (z. B. in der Konversation)?

Sich mitteilen und sich einfühlen

- Gelingt es ihr, praktische Probleme durch „geistiges Kombinieren“ ohne direktes Handeln zu lösen?
- Zeigt sie Verständnis für Geschichten (z. B. Bilderbuch, Film)?
- Kann sie Gefühle anderer Personen nachvollziehen („sich einfühlen“)?
- Ist es ihr wichtig, inhaltlich / emotional gut verstanden zu werden?
- Kommt es zum Nachspielen von Situationen und Szenen (inkl. Gefühlsbeteiligung)?
- Kann über Vergangenes und Zukünftiges kommuniziert werden – ist es möglich zu planen (mit emotionaler Beteiligung)?

Leitfragen zum Verständnis

- Welche Bedeutung hat jedes der Themen aktuell in ihrem Leben?
- Lässt sich ein aktuelles „Leitthema“ benennen – welche Lebensweise steht aktuell in ihrem Spontanverhalten im Vordergrund?
- Benennt dieses Thema eher eine „Stärke“ oder eher ein „Defizit“?
- Welches ist die „oberste“ Lebensweise, der sich Verhalten zuordnen lässt?
- Welches ist die „tiefste“ Lebensweise, der sich Verhalten zuordnen lässt?
- Mit welchen Lebensweisen lässt sich problematisches Verhalten evtl. in Verbindung bringen?
- Welche Konsequenzen lassen aus diesen Erkenntnissen für den Umgang mit ihr ziehen? 🍷

Literatur

- Affolter, f.:*
Wahrnehmung, Wirklichkeit und Sprache.
Villingen-Schwenningen (Neckar-Verlag) 31992
- Ayres, J.:*
Bausteine der kindlichen Entwicklung.
Berlin 1984.
- Bauer, J.:*
Das Gedächtnis des Körpers – Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern.
Frankfurt (Eichborn) 2002
- Bauer, J.:*
Warum ich fühle, was du fühlst – Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone.
Hamburg (Hoffmann und Campe) 2005
- Bigger, A.:*
Förderdiagnostik Schwer- und Schwerst-behinderter – Diagnostik und Förderung unter dem Aspekt der Kognition.
Luzern (Zentralstelle für Heilpädagogik) 21993
- Boenisch, J., Bünk, Ch. (Hg.):*
Methoden der Unterstützten Kommunikation.
Karlsruhe (von Loeper) 2003
- Case, R.:*
Die geistige Entwicklung des Menschen – Von der Geburt bis zum Erwachsenenalter.
Heidelberg (Universitätsverlag C. Winter/Edition Schindele) 1999
- Ewald, W., Hofer, A.:*
Das Affolter-Modell.
Forschungsergebnisse – Entwicklungsmodell – Anwendung.
In: Fröhlich, A., Heinen, N., Lamers, W. (Hg.):
Schwere Behinderung in Praxis und Theorie – ein Blick zurück nach vorn.
Texte zur Körper- und Mehrfachbehindertenpädagogik.
Dortmund (verlag selbstbestimmtes lernen) 2001, S. 83-100
- Flanagan, G. L.:*
Die ersten neun Monate des Lebens.
Reinbek (Rowohlt) 1963
- Fröhlich, A.:*
Der somatische Dialog – Zur psychischen Situation schwerst mehrfach behinderter Kinder.
In: Behinderte 5. Jg./1982 Heft 4, S. 15-20
- Fröhlich, A.:*
Die Entstehung eines Konzepts: Basale Stimulation.
In: Fröhlich, A., Heinen, N., Lamers, W. (Hg.):
Schwere Behinderung in Praxis und Theorie – ein Blick zurück nach vorn.
Texte zur Körper- und Mehrfachbehindertenpädagogik.
Dortmund (verlag selbstbestimmtes lernen) 2001, S. 145-160
- Fröhlich, A.:*
Basale Stimulation – Das Konzept.
Düsseldorf (Verlag Selbstbestimmtes Lernen) 52008
- Fröhlich, A.:*
Der somatische Dialog.
Rundbrief Basale Stimulation 24/2014, S. 9 – 11
- Gross, W.:*
Was erlebt ein Kind im Mutterleib? Ergebnisse und Folgerungen der pränatalen Psychologie.
Freiburg (Herder) 1982
- Häisch, W.:*
Kognition, dargestellt an der Entwicklung der sensomotorischen Intelligenz.
In: Schermer, F.J. (Hg.):
Einführung in Grundlagen der Psychologie.
Würzburg (Arusin) 1988

Häussler, A.:

Der TEACCH-Ansatz zur Förderung von Menschen mit Autismus. – Einführung in Theorie und Praxis
Dortmund (Borgmann Media) 2005

Hatch, F., Maietta, L., Schmidt, S.:

Kinästhetik – Interaktion durch Berührung und Bewegung in der Pflege.
Eschbirg (DBfK) 41996

Hüther, G.:

Bedienungsanleitung für ein menschliches Gehirn.
Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2001

Mahler, M., Pine, F., Bergmann, A.:

Die psychische Geburt des Menschen – Symbiose und Individuation.
Frankfurt a.M. (Fischer) 1994 (Original 1975)

Mall, W.:

Basale Kommunikation – ein Weg zum andern. Zugang finden zu schwer geistig behinderten Menschen.
In: Bundesvereinigung Lebenshilfe
(Hg.): Hilfen für geistig Behinderte – Handreichungen für die Praxis II, Marburg 1987.

Mall, W.:

Heilpädagogische Partnerschaft mit schwerstbehinderten Menschen.
In: Annehmen und Verstehen – Förderung von Menschen mit sehr schweren Behinderungen.
Hürth (Lebenshilfe NRW) 1992

MALL, W.:

Demut in der Heilpädagogik - Fragen an Georg Feuser.
2003 (unveröffentlicht, zu finden unter:
<http://www.winfried-mall.de/pdf/demut.pdf>)

Mall, W.:

Der Zündfunke für Entwicklung – Was „zündet“ menschliches Lernen?
In: Behinderte in Familie, Schule und Gesellschaft, 27. Jg. 1/2004, S. 26-33 (leicht überarbeitet im Internet unter:
<http://www.winfried-mall.de/pdf/zuendfunke.pdf>).

Mall, W.:

Kommunikation ohne Voraussetzungen mit Menschen mit schwersten Beeinträchtigungen.
Heidelberg (Winter) 62008.

Mall, W.:

Sensomotorische Lebensweisen – Wie erleben Menschen mit geistiger Behinderung sich und ihre Umwelt?
Heidelberg (Winter) 32014 (in Vorbereitung)

Nydahl, P.:

Die zentralen Ziele / Lebensthemen des Konzeptes Basale Stimulation® in der Pflege. 2010
http://www.nydahl.de/Nydahl/Skripte_files/Skript_Ziele.pdf
(05.08.2014)

Piaget, J.:

Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde.
Stuttgart (Klett) 1975 (Original: Neuchâtel 1959)

Papoušek, M., Schieche, M., Wurmser, H.:

Regulationsstörungen in der frühen Kindheit – Frühe Risiken und Hilfen im Entwicklungskontext der Eltern-Kind-Beziehungen.

Bern (Huber) 2004

Pörtner, M.:

Ernstnehmen – Zutrauen – Verstehen – Personzentrierte Haltung im Umgang mit geistig behinderten und pflegebedürftigen Menschen.
Stuttgart (Klett-Cotta) 32001

Prekop, J.:

Förderung der Wahrnehmung bei entwicklungsgestörten Kindern.
In: Bundesvereinigung Lebenshilfe
(Hg.): Hilfen für geistig Behinderte – Handreichungen für die Praxis I.
Marburg 31990

Rödler, P.:

Dialogische Pädagogik mit „Autisten“ – Paradox?
Möglich? Voraussetzung!
In: Behinderte 7. Jg./1984 Heft 3, S. 37-42

Senckel, B.:

Mit geistig Behinderten leben und arbeiten.
Eine entwicklungspsychologische Einführung.
München (Beck) 31998

Spitzer, M.:

Geist im Netz – Modelle für Lernen, Denken und Handeln.
Heidelberg, Berlin (Spektrum Akademischer Verlag) 2000

Stern, D.:

Mutter und Kind – Die erste Beziehung.
Stuttgart (Klett-Cotta) 1979

Tetzchner, S., Martinsen, H.:

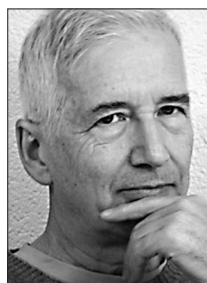
Einführung in Unterstützte Kommunikation.
Heidelberg (Edition »S« im Universitätsverlag Winter) 2000

Vester, F.:

Denken, Lernen, Vergessen.
München (dtv) 231996

Wilken, E. (Hg.):

Unterstützte Kommunikation – Eine Einführung in Theorie und Praxis.
Stuttgart, Berlin, Köln (Kohlhammer) 2002



Winfried Mall (Diplom-Heilpädagoge), entwickelte die *Basale Kommunikation nach Winfried Mall®*, verfügt über langjährige Berufserfahrung in der Arbeit mit Menschen mit geistiger Behinderung, Autor div. Bücher u. a. Veröffentlichungen, arbeitet heute freiberuflich in Fortbildung, Beratung und Supervision bezüglich Menschen mit geistiger Behinderung.

post@winfried-mall.ch
www.winfried-mall.ch